

# 1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 91.

Samstag, den 19 April 1903.

18. Jahrgang

Nachdruck verboten.

## Auch ein Impressaria!

Novelle von Anna Kesselbach.

Im Sommer des Jahres 1880 befanden sich die gesamten Einwohner der Münchener Gasse in nicht geringer Aufregung. Von allen Ereignissen, die das wöchentlich einmal erscheinende Blättchen der Kreisstadt Göttingen der Weltabgeschiedenheit der Gassebewohner vermittelte, stand das aufregendste, interessanteste, sehenswerteste bevor.

Schon seit einer Reihe von Jahren wurden die Bewohner der Gasse ja des ganzen Königreichs Hannover aus äußerster Erregung durch geheimnisvolle Ueberfälle, Einbrüche und sonstige gescheiterte Handlungen, deren Täter, trotz besonderer Wachsamkeit der Behörden, nicht ermittelt zu werden vermochte, und ein mit geradezu diabolischer Schleichheit verübter Mord brachte die Bevölkerung schließlich derartig in Furcht, daß niemand sich mehr in seinen vier Wänden sicher fühlte, im Kreis der nächsten Freunde und Bekannten nach dem Mörder auszufragen begann. Die Regierung verdoppelte die Sicherheitsorgane, setzte für das Ergreifen des Mörders namhafte Summen aus — vergebens. Schließlich war's, wie oftmals eine ganz geringfügige Thatsache ein Zufall, den den Urheber aller seit Jahren verübten Schandthaten der Gerechtigkeit überlieferte.

Der Verbrecher war ein psychologisches Räthsel.

Nicht Roth und Verzweiflung hatten Gottfried Hone auf die die abschließende Bahn gedrängt, sondern, durch das Lesen überspannter Geschichten veranlaßt, die Sucht etwas Besonderes zu thun, wenn auch unter der Maske von sich reden zu machen. Zum Geldenthum reizte der Haderndrang des stillen absonderlichen Buchhändlergehilfen nicht, so ward er zum Verbrecher.

Und nun sollte er in Göttingen gerichtet werden, öffentlich vom Leben zum Tode gebracht zum abschreckenden Beispiel für Jedermann.

Dann aber spukte nicht nur die öffentliche Hinrichtung, die ja an und für sich schon ganz besonders aufregend war, in den verlebten Köpfen, man interessierte sich auch aufs äußerste für den Helden derselben, der als geheimnisvolle dem Gottseibeius nahestehende Persönlichkeit die biedersten zum großen Theil noch dem Aberglauben verfallenen Gassebewohner seit langem in Schrecken gehalten hatte. War manches Gassebauern Herz schlag schneller ebe, wenn er in der Abenddämmerung über die weite, einsame Gasse schritt, ein unheimlicher Dunst dem Dorfmoor entstieg, lodende Irlichter flackerten, wenn die endlos sich dehrenden Buchweizenfelder gleich Leuchtentüchern schimmerten und dann gar eine schattenhafte Gestalt dem einsam Wandernden entgegen schritt. Man hatte die ungeheuerlichen Kinder geschreckt mit der Drohung: Still, Sei kumm! und die Gemüther waren eigentlich recht unbefriedigt, als all diese geheimnisvollen Unthaten solch klare unangefochtene Lösung fanden.

Se mehr der Tag der Hinrichtung sich näherte, um so verbreiteter aber ward die allmählich aufsteigende Wärr, es sei dennoch der Gottseibeius gewesen, der in der Gestalt Gottfried Hones die Menschen geistig und gestraft habe und sicher werde man erleben, daß im Augenblick der Hinrichtung der Verurtheilte in irgend einer Gestalt, sei's als Gule, Rabe oder sonstiges Gethier, davon flattern werde. Dem Scharfrichter aber werde Satanas an seiner Statt einen alten Besen zurücklassen.

Diesem interessanten Akte beizuwohnen, machte sich nun was nur irgend in den einsam verstreuten Gassehöfen abkommen konnte, jung und alt, krank und gesund, verkrüppelt wie hinkend auf die Beine und pilgerte gen Göttingen, ein jeglicher Trost ganz auffallend verstärkt durch Schauern alter Weiber, die ihre ungeheuren Sacktücher im Blute des Gerichteten baden, durch irgend einen geheimnisvollen Gebrauch dann Jugend und Schönheit zurückgewinnen wollten. Neiderfüllt sahen die aus Dorf Gebannten den Wanderern nach.

Die Hinrichtung hatte, unter den üblichen herzerzitternden Ceremonien stattgefunden. Der arme Sünder war in lang wackelnden weißen mit schwarzen Bändern geschlossenen Gewand auf der Ruhhaut zum Richtplatz geschleift worden. Der Richter hatte unter der schauerlichen Formel: Auge um Auge, Zahn um Zahn, du hast getödtet, du mußt sterben, den Stab gebrochen.

Der Scharfrichter hatte seines Amtes gewaltet. Aber kein Wunder hatte sich begeben. Gottfried Hone starb durchs Schwert und die Verwandlung in den Besen blieb Illusion, ebenso wie die Jugend der Gassebewohner, die trotz allen angeordneten Versuchen die Hingeln behielten und die Herzen der Dorfswallere nicht mehr zu beruhigen vermochten. Immerhin wars Genugthuung, daß Gottfried Hone nun wirklich todt war, und die Heimgekehrten wußten den Reiz der Zurückgebliebenen durch die tollkühnsten Schilderungen des Mörders und der Hinrichtung auf's äußerste zu erregen. Aber das sonderbarste sollte sich noch begeben.

Eines Tages erschien in Wahrenndorf, einem westabgegangenen großen Pfarrdorf, wo mein Vater als Lehrer wirkte, ein Handwerksbursche, der die unglaubliche Geschichte erzählte, er habe im entgegengesetzten Winkel der Gasse in einer Dorfscheune gegen ein Eintrittsgeld von einem Mattier (4 Pfennig), Gottfried Hone gesehen, Hone, der ganz freibeweiht im Gesicht in einem schwarzgestrichenen Kasten lag und Niemand mehr was thun konnte. Er hatte noch das weiße Hemd mit den schwarzen Bän-

dern an; und wer extra bezahlte, durfte auch den Schnitt durch den Hals sehen. Aber das war nur für die Reichen.

Die guten Wahrenndorfer sperrten Mund und Nase auf und hätten sich kurz entschlossen wieder auf die Wanderung begeben um den todtten Hone zu suchen, nur das Zureden des Pastors der seiner ihm anvertrauten Herde klar machte, der Handwerksbursche habe sie schänderweise zum Westen gehalten und sie würden ob ihrer Leichtgläubigkeit spottbedeckt heimkehren, hielt die Sensationslustigen auf der Scholle.

Aber eines Nachmittags, als mein Vater von einem Amtsgang aus einem ziemlich entlegenen Dorf zurückkehrte, sah er in dem sonst so stillen Wahrenndorf vor der Scheune der Dorfscheune eine Ansammlung, als ob Revolution im Gange sei. Männer, Weiber, Kinder, auch Angehörige der umliegenden Dörfer scharten sich in hellen Häufen und inmitten dieser Massen bewegte sich der Pastor, mit den Armen gestikulirend, erregte Worte ausstossend, die sich Drängelnden vom Scheunenthor zurückführten.

„Das ist Unfug. Kraft meines Amtes verbiete ich euch, hinzugehen“, rief der Seelsorger eben in äußerster Empörung.

„Ne, Herr Pastor. Dat latet wi üsch nich verbeeren. Sonne Gelegenheit kummt nich wedder“ revoltirten die Wahrenndorfer in seltener Uebereinstimmung. „Ich werde Eure Kinder nicht konfirmiren, wenn sich die Eltern so wenig christlichen Sinnes erweisen.“ „Dann gahn wi tom Pastor nach Beetshorn. Den Hone möt wi sehn“ schrien die aus allen Ecken Gegangenen.

„Obnt dem armen Sünder doch nun die ewige Ruhe.“ „Sei hat uns oof sene Ruhe laten, as hei noch läben däb. Vor eenen Mattier könnt wi öm sehn.“

Dem Geistlichen wäre schließlich doch wohl nichts übrig geblieben, als stillschweigend die Segel zu streichen, wenn sich die Scene mit einem Schloge nicht auffallend geändert hätte.

Auf schweißtriefenden Pferden, in der gefürchteten blauen Uniform von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, jagten plötzlich zwei Gendarmen die Dorfstraße entlang, strengten, als sie die Versammlung gewahrten, mit gewaltigem Satz in den freischend auseinanderstrebenden Häufen.

„Hört mit euch, ihr Hallunken, und du Crischan Hinrik, hier mal vor's Brett!“

Einige unschuldige, doch nachdrückliche Kolbenstöße hatten die noch vor wenigen Minuten widerstrebende Schaar schnell in alle vier Winde zerstreut, allein auf dem Schauplatz verblieb, nur ein Bauerlein, das im blaueinenen Mittel, einen Teller in der ausgestreckten Hand haltend, wie zu Stein erstarrt vor der Scheunenthor stand, gerade unter einem am Thore befestigten Plakat, darauf mit ungelassenen Lettern in schauerhafter Orthographie zu lesen war: auf seine Durchreise nach die Anatomie in Göttingen ist hier zu sehn der berühmte Raubmörder Gottfried Hone für ein Mattier. Wer will genau befehen, bezahlt mehr. Nach bis deut' abend!

„Ist das Durchreise nach Göttingen? du Hallunke?“ brüllte der eine Gendarm, indem er das Bauerlein vermittelst eines wohlgezielten Rippenstoßes aus der Versteinerung ins Leben zurückführte.

„Ist das Anatomie? du Erscheim?“ schrie der Andere, indem er vermittelst eines zweiten, ebenso kräftigen Stoßes das Gleichgewicht herstellte.

„Nun mal sink angespannt und marsch fort!“

„In Göttingen werden sie dich schön kriegen!“

„Aufgehängt wird er an den Ohren!“ „Und an den Beinen dazu!“

„Gottis Dunner, Herr Schandarm, dat is aber 'a beten veel. Jetzt könnt jü uphören“, sagte Hinrik Crischan, als er, nach dem jähen Umschwung, vom stolzen Erfolg, zu fatalster Erniedrigung allmählich die Fassung wiedergewann. „De Kerl is jo nich rumgenirt.“

In der That „rumgenirt“ war Gottfried Hone nicht, die damalig herrschende kühle Bitterung hatte ihn im Gegentheil vortrefflich „konservirt“, wie aber war ein derartiger Anflug möglich geworden?

Die seltsamste, unglaublichste Spekulation die jemals in einem menschlichen Hirne ausgebrütet worden, war hier in Scene gesetzt.

Zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchungen hatte die Anatomie in Göttingen die sterblichen Ueberreste Hones gleich nach seiner Verurtheilung für ein erklidliches Sümmechen angekauft unter der Bedingung, daß der Delinquent sogleich nach dem Hochgericht durch einen vertrauenswürdigen Fuhrmann von Göttingen nach Göttingen verbracht werde. Das Gerichte hatte, für Geld und gute Worte, auch ein Gassebauerlein aufgetrieben, das sich verpflichtete, den Gerichteten innerhalb einer bestimmten Frist in Göttingen abzuliefern, aber — Göttingen war weit Eisenbahnen gabs noch nicht, wer würde groß darnach fragen, wenn Hinrik Crischan mit seiner Last etliche Tage oder auch eine Woche nach der bestimmten Zeit in Göttingen erschien?

In richtiger Würdigung des gewaltigen Interesses der gesamten Gassebewohner an der Hinrichtung und dem Gerichte hatte Hinrik Crischan, dessen Familiennamen die Nachwelt leider nicht aufbewahrt hat, nämlich den genialen Entschluß gefaßt, statt direkt gen Göttingen zu futschieren, mit den Ueberresten Gottfried Hones zuvor eine Spaziersfahrt durch die heimathlichen Gefilde zu unternehmen, auch denen, die dem interessanten Akt der Hinrichtung nicht hatten beiwohnen können, noch nachträglich etwas von den Schauern des Hochgerichtes autommen zu lassen.

Und hatte so den unseligen Hone allnachgerade von einem Winkel der Gasse zum anderen gefahrt, hatte sich durch die Ausstellung des berühmten Raubmörders die gewöhnlich in den Scheunen der Dorfscheunen erfolgte, bereits ein ganz erklidliches Sümmechen zusammengeklagen, aber schließlich kam das Nachspiel.

In Göttingen begann man sich nämlich zu beunruhigen, wo denn der längst bezahlte Delinquent verblieb und man entsandte einen Eilboten nach Göttingen, dem Schicksal Gottfried Hones nachzuforschen.

Dort waren gerade die ersten Gerichte von Hone's eigenartiger Rundreise in der Gasse aufgetaucht, ohne daß man den Erzählungen indessen andere Beachtung als die einer durch lose Vögel in Umlauf gesetzten Mystifikation geschenkt hätte.

Die Nachfrage von Göttingen aber erweckte die sonderbarsten Befürchtungen.

Veritene Gendarmen wurden entsandt in alle Gegenden der Gasse, nach Hinrik Crischan und seinem unheimlichen Reflametiv zu fahnden. Und in Wahrenndorf ereilte das allzu spekulative Bauerlein sein Geschid.

Wie die Anatomie zu Göttingen und das Gerichte zu Göttingen sich nun schließlich miteinander abfanden, ob die Anatomie die Annahme Hones verweigerte und das Gerichte die schon erhaltene Kaufsumme herauszahlen mußte, oder ob der Delinquent trotz der Verzögerung doch noch tauglich befunden wurde, der Wissenschaft zu dienen, ist mir leider nicht bekannt geworden, eben sowenig, in welcher Weise das Bauerlein seine allzu kühne Spekulation büssen mußte. Aber es leben noch immer einige uralte Leute, die Gottfried Hone bei der Rundreise nach dem Tode gesehen haben.

30 Min. von  
Boasito. **Waldhäuschen** 20 Min. von  
u. d. Eichen  
Restauration und Sommerfrische  
**Schönstes u. idyllisches Wald-Rest. Wiesbadens.**  
Fremdenzimmer mit Pension zu 4.50 M. pro Tag. — Sitzplätze  
für ca. 2000 Personen. — Gasse Lokaltäten zur  
Abhaltung von Festlichkeiten f. Vereine Private etc.  
Telephon No. 2067. Karl Müller. 836

## Große Fahrrad-Gummi-Ausstellung.

Da ich mit einigen Groß-Fabriken  
grosse Quantitäten Gummi  
per Kasse abgeschlossen, kann ich denselben zu Fabrikpreisen  
abgeben. Näheres 996

**Ernst Blüsch,**  
Al Kirchgasse.

## Savoy-Hotel u. Badhaus

Bärenstrasse 3.

Ganz besonders zu empfehlen.

Elegante Einrichtung mit allem Comfort  
der Neuzeit.

Mässige Preise.

Kein Pensionszwang.

Fernsprecher No. 426.

Die Direction.

## II. große Geflügel-Ausstellung

des Vereins der  
Geflügelzüchter und Vogelfreunde,  
Wiesbaden,  
vom 17.—20. April,

in der  
Turnhalle der Ober-Realschule, Oranienstr. 7.  
Eröffnung:  
Freitag Nachmittag 1 Uhr.

J. A.: Rudolf Wolf.

wer **feine Bouillon** liebt,

nimmt **Maggi's Bouillon-Kapseln**

à 16 und 12 Pfg. für je 2 getrennte Portionen vorzüglicher Kraft- oder  
Fleischbrühe. Diese sind besser als alle anderen.

Maggi's Bouillon-Kapseln sind natürliche eingebrühte Fleischbrühe  
von unerreichter Qualität. Nur mit kochendem Wasser aufzubrühen; keine  
weiteren Zutaten.

Man verlange ausdrücklich Maggi's Bouillon-Kapseln und weise andere Marken zurück.

**Leonhard Grosch,**  
Sedanplatz 5 — Wiesbaden — Sedanplatz 5

**Dampfärbererei u. chemische Reinigungs-Anstalt**  
für Herren- und Damen-Garderoben, Gardinen, Möbel, Stoffe, Teppiche, Felle etc.  
**Dekatier-Anstalt!** Mässige Preise! Schnellste Bedienung!  
Trauersachen in 24 Stunden. Etablissement und Annahme Sedanplatz 5 und Platterstrasse 76.

# 2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 91.

Donntag den 19. April 1903.

18. Jahrgang.



Ueber den Kindersegen Berliner Mütter geben die nützlichsten Bismarckreihen einer Tabelle Aufschlüsse, die das statistische Amt der Stadt Berlin über die Geburten im Jahre 1901 veröffentlicht. Darnach hat den Rekord an Kinderreichtum eine Mama, die im Alter von 45 Jahren stand, mit dem 28. Kinde erreicht. Ihr am nächsten stand eine Familienmutter, die mit 41 Jahren bereits 23 Kinder der Welt geschenkt hatte; drei andere beglückten im Alter von 40 bzw. 43 und 46 Jahren ihren Gatten mit dem 21. Kind. Mehr als ein Duzend Kinder (13 bis 20) konnten im genannten Jahre 246 Berliner Frauen ihr eigen nennen, falls nicht der Tod die Zahl gelichtet hatte; grade ein Duzend mal hatte sich der Storch bei 169 Müttern eingestellt. Den jugendlichsten Müttern, Damen im Alter von 16 Jahren, von denen 11 ihres ersten, eine ihres zweiten Kindes sich erfreuten, standen zwei Damen im Alter von über 50 Jahren gegenüber, von denen die eine ihr Erstgeborenes, die andere ihr viertes aus der Taufe heben konnte.

Der Ehrgeiz des Kutschers. Aus Palermo wird berichtet: Der Drochsenkutscher Amato Santo hatte vor kurzem ein Pferd gekauft, das sich bei den ersten Versuchen ausgezeichnet angelassen hatte. Kaum war es jedoch an die Drochse seines neuen Herren gespannt, als das Thier die schlimmsten Mucken zu zeigen begann und sich absolut nicht lenken ließ. Bei dieser Wahrnehmung wurde Amato Santo außerordentlich gereizt und verfiel bald in eine düstere Melancholie, da er sich in seiner Würde als Kutscher tief verletzt fühlte, nachdem er sich von einem schlaun Kutschler hatte betrogen lassen. An einem der letzten Abende lenkte Amato sein Pferd in der Mazzini-Straße so gut oder so schlecht er konnte, als dieses plötzlich stehen blieb und sich durchs ganze weigerte, auch nur einen Schritt weiter zu gehen. Reizende, Stöße mit den Füßen, nichts half dem Kutscher, oder vielmehr er erzielte nur das negative Resultat, daß seine Rosinante andauernd zurückging. Nachdem Amato Santo etwa fünf Minuten in dieser Weise gearbeitet hatte, gerieth er in eine sinnlose Wuth, riß einen Revolver aus der Tasche und schloß mit einer ersten Kugel sein Pferd nieder. Dann richtete er sich auf seinen Kutschersitz auf, wandte sich an die Reugierigen, die sich natürlich in respektvoller Entfernung, ringsum angeammelt hatten, und rief aus: „Ich habe mich übers Ohr lassen lassen, ich bin fortan unwürdig, als Kutscher weiterzuleben! Und dabei wandte er die Waffe gegen sich selbst und schoß sich eine Kugel in den Kopf, die ihn sofort tötete.“

Die Pflichten bei der Marine. Die Verwendung der Brieftauben im militärischen Nachrichtenwesen war ursprünglich nur für die engere Landesverteidigung bestimmt. In den größeren Kriegen, wie Straßburg, Reg, Köln, Mainz usw. hatte man besondere Militär-Brieftaubenstationen eingerichtet, um im Falle eines Krieges ein Mittel für den Nachrichtenverkehr zu besitzen, falls eine solche Festung eingeschlossen und ihre Verbindung nach außen unterbrochen sein sollte. Da sich der Brieftaubendienst unter bestimmten Voraussetzungen als zuverlässig erwies, so wurde er auch dem Feldheer nutzbar gemacht, indem man den Kavallerie-Patrouillen Brieftauben mitgab. In neuester Zeit hat nun auch die Marine dem Brieftaubenwesen ihre Aufmerksamkeit zugewandt und durch umfassende Versuche festgestellt, daß sich die Brieftauben auch zur Verwendung im Potendienst ganz vortrefflich eignen. Eine wesentliche Unterstützung wird dem gesamten Militär-Brieftaubenwesen durch die vielen Brieftaubenvereine zuteil, die sich zu einem Verbandszusammenschluß und der Heeresleitung zur Verfügung gestellt haben. In Bezug auf die Ausdauer der Brieftauben hat man festgestellt, daß sie imstande sind, den Atlantischen Ocean zu überfliegen. In unserer Marine geht man — wie wir in der „Köln. Ztg.“ lesen — von der Annahme aus, daß gut trainierte Brieftauben auf 300 km. von ihrem Heimatsort entfernt zum Fluge über das Meer aufzulassen werden können. Dabei wird empfohlen, in jedem Einzelfall mehrere Brieftauben mit derselben Depesche aufzulassen. Man rechnet mit einer Flugzeit von zwei Minuten auf das Kilometer, obwohl die Brieftauben in der Stunde bis 100 Kilometer weit fliegen kann. Bei Nebel, starkem Regen oder Schnee unterbleibt das Auflassen, da die Tauben dann fast mit Sicherheit verloren gehen. Diese Flugweite von 300 Kilometern ist der Einstellung der deutschen Seeflotten in Brieftaubenbezirke zu Grunde gelegt worden; dabei werden dieselben Tauben nur in einem und demselben Bezirk verwendet,

was nicht nur ihre Abrichtung erleichtert, sondern auch den Erfolg sicherer macht. Während man die Brieftauben an Land bis zu sechs Wochen im fremden Schloß belassen kann, ohne daß ihre Flugfähigkeit leidet, sollen sie an Bord nur zwei Wochen festgehalten werden, weil sie über diese Zeit hinaus an Verwendbarkeit verlieren. Die auf dünnes Pflanzpapier geschriebene Depesche wird in eine Gummihülle eingesteckt und diese mit einem Gummiring am Fuße der Taube befestigt. Mit Ausnahme der Torpedoboote sind alle von Kiel oder Wilhelmshaven auslaufenden Kriegsschiffe zur Mitnahme von Brieftauben verpflichtet; um sie zur Uebung von hoher See auszulassen und das zur Bedienung des Marine-Brieftaubenwesens bestimmte Personal in diesem Dienstzweige auszubilden zu können. Die Brieftaubenstationen an den Küsten bleiben neben den Stationen für Funkentelegraphie bestehen.

„Ehrliche Diebe.“ Einbrecher suchten kürzlich eine Lampenfabrik in der Chausseestraße zu Berlin heim und stahlen außer werthvollen Schmuckstücken und barem Gelde auch für 13,000 M. Werthpapiere. Von diesen machten sie indessen keinen Gebrauch, um sich nicht zu verrathen, da sie mit Recht annahmen, daß die Papiere nach Anzeige des Einbruches sofort gesperrt sein würden. Unter diesen Umständen hielten sie es für angezeigt, den für sie werthvollen Theil der Beute dem Bestohlenen wieder zuzustellen, und überfanden sie säuberlich in einem Umschlage, aber ohne jede Begleitseite. Der Bestohlene, der froh war, die große Summe zurückzubekommen zu haben, lud nun die „ehrliehen Diebe“ durch ein Inserat ein, sich in einem bestimmten Restaurant eine Tonne Münchener Bier zu holen. Von dieser Einladung machten sie aber keinen Gebrauch, obgleich ihnen Verschwiegenheit zugesichert worden war.

Opfer des Aberglaubens. Der Aberglaube ungarischer Bauern hat, wie der „Budapesti Hirlap“ meldet, bei einem Leichenbegängniß infolge eines Zusammenstoßes mit der Gendarmerie mehrere Opfer gefordert. Der Bauer Paul Barjas aus Kosztany war nach dem Städtchen Kird zu Markte gefahren und dort einem Herzschlage erlegen. Seine Verwandten wollten die Leiche nach seinem Heimatsorte bringen; doch als sie mit dem Leichenwagen den Ort Iharos passiren wollten, schnitten ihnen etwa 35 Männer des Dorfes den Weg ab, weil der Durchzug einer fremden Leiche unermessliches Unglück über den Ort bringen müsse. Der Leichenzug wurde absolut nicht durchgelassen und mußte nach Kird zurückkehren. Der Richter ordnete am nächsten Tage die Ueberführung unter Gendarmerie-Bedeckung an. Der Zug fand aber diesmal die Straße zum Dorfe schon dicht mit Männern und Weibern besetzt, die mit Steinen und Senfen bewaffnet waren. Als die Gendarmen den Durchzug erzwingen wollten, wurden sie mit Gewalt zurückgedrängt und angegriffen. Die Gendarmen gaben jetzt zwei Salven ab, worauf die Menge zerfiel. Zwei Männer blieben tödtlich verwundet auf dem Platze liegen, während viele leichte Verletzungen davontrugen. Dann erst konnte der Leichenzug seinen Weg fortsetzen. Gegen die Ortsbewohner wurde eine Untersuchung wegen öffentlicher Gewaltthätigkeit eingeleitet.

Die deutsche Südpol-Expedition. Der „D. L. A.“ erfährt von kompetenter Stelle, daß der Dampfer Stahlfuhr der deutschen australischen Dampfer-Gesellschaft gestern in Sidney ankam und telegraphirte, daß von den fünf Mitgliedern der Beobachtungsstation der deutschen Südpol-Expedition die auf den Arguelen überwinterte, vier nach Sidney zurückgekehrt seien. Das fünfte Mitglied der Station, der Meteorologe Engensberger ist den Strapazen der antarktischen Winternacht erlegen. Er starb am 2. Februar auf den Arguelen an Periberti. Von den übrigen ist Dr. Werth erkrankt, befindet sich aber bereits auf dem Wege der Besserung und wird ins Spital aufgenommen werden. Die übrigen Mitglieder sind gesund. Eine anderweitige Meldung, daß der „Gauß“ mit der englischen Südpol-Expedition auf dem Schiffe „Discovery“ zusammentreffen werde, wird hier für ganz ausgeschlossen gehalten.

Aus einem persischen Tagebuche. Im „Ruhkij Arkhiv“ wird gegenwärtig ein umfangreiches Tagebuch des Generals Kollubatin veröffentlicht, der im August des Jahres 1859 als Militärgouverneur von Critman nach Tabris geschickt wurde, um dort den Schah Nassr-ed-Din zu begrüßen, von dem es hieß, daß er eine Reise nach Europa antreten wollte. In Wirklichkeit führte der Schah damals seine Absicht nicht aus, sondern besuchte Europa erst 14 Jahre später. Seine Reise nach Persien schildert General Kollubatin in höchst ergötzlicher Weise. Bei jeder Ansiedlung, welche die Gelandschaft passirte, strömten die Einwohner aus ihren Hütten und machten am Wege Front. Bisweilen brachten sie den Reisenden Früchte oder einen Hammel zum „Opfer“. Die Opferung war aber recht komisch: es erschien ein Mensch mit einem Messer und drohte dem auf dem Boden liegenden Hammel den Tod an. Die Sache lief aber ohne Blutvergießen ab; General Kollubatin spendete dem „Opferpriester“ einen Dukat, und der Hammel wurde begnadigt.

Dem Hammel schien die Sache großen Spaß zu machen; er lag friedlich da, wie ein Schauspieler, der seine Rolle nicht zum ersten Mal spielt. Als die Gesellschaft in Tabris anlangte, eilten vor ihrem Wagen Schnellläufer dahin, die indessen boten, recht langsam zu fahren. Am 23. August, Nachmittags 2 Uhr (es war der Geburtstag des Schahs), hatte Kollubatin seine Audienz bei Nassr-ed-Din. Vor den Thoren des Palastes stand der Oberzeremonienmeister in einem Schlafrock und rothen Tuchstrümpfen, in der Hand das Zeichen seiner Würde, einen Stab mit Brillantenknopf. „Wir warten nicht eine Minute“, erzählte der General. „Kaum sind wir angekommen und von den Pferden gestiegen, so erscheint der Adjutant und Dragoman des Schahs, Jachja-Ghan, der französisch spricht. Er trug einen blauen Rock mit Goldstickerei, über der Schulter ein weißes Band, goldene Ärmelbänder und goldene Generalepaulettes französischen Moders. Wir treten in den Hof; vom Thore bis zum Eingang in den Palast sind es 40 Schritte. An dem geöffneten Fenster sieht eine Gestalt, ganz in Gold und Brillanten, Federn auf dem Kopfe; sie glüht unter den blendenden Strahlen der Sonne wie ein Phönix. Das ist Schah Nassr-ed-Din, das non plus ultra“ der Macht. Auf ein Wort von ihm, auf ein gebieterisches Zeichen werden Nasen und Ohren abgehakt, fliegen die Köpfe seiner getreuen Unterthanen. Vor ihm stehen, ehrfurchtsvoll die Häupter gebeugt, zwei Minister. Es herrscht ein brüdenes Todesstillsitzen; man fühlt, daß die Menschen wie die Natur den Athem anhalten, um nicht die Ruhe des Gebieters zu stören. Wir machen einige Schritte, bleiben stehen, messen eine tiefe Verbeugung ab; noch 20 Schritte, wieder eine tiefe Verbeugung, wir nehmen die Ueberbrücke ab, der Zeremonienmeister berührt mit der Stirn den Boden, erhebt sich und meldet mit zitternder Stimme, daß General Kollubatin von dem kaiserlichen Statthalter gesandt ist, um Se. Majestät zu der glücklichen Reise nach Aderbajan zu begrüßen. Auf einen Wink des gebietenden Fingers gehen wir weiter; dicht vor dem Fenster kommt noch eine Verbeugung; endlich stehen wir vor dem Schah selbst. Ein Augenblick tiefen Schweigens. Se. Majestät fragt, ob ich gesund bin? Ich danke und antworte, daß ich gesund bin. Dann halte ich in französischer Sprache eine längere Rede. Während Jachja-Ghan langsam übersehte, hatte ich Zeit, die Hauptperson und die ganze Dekoration genauer zu betrachten. Der Schah sitzt in einem Goldsessel, ohne Bezug. Das Fenster ist hier und da mit Steinen, Korallen, Türkisen geschmückt. An der Wand steht ein breiter und hoher Sessel in der Art eines Thrones, auf dem ein aus Mahagoniholz. Die Rückenlehne weist im Relief das Staatswappen auf: den Löwen und die von ihm halbbedeckte Sonne. Der Schah sitzt, als sollte er photographirt werden. Sein Gesicht ist oval, blaßbunt, die Nase lang, die Augen schwarz und schmal; er trägt einen großen gerade gehenden Schnurrbart, der sonstige Bart steht so aus, als ob sich der Schah einige Tage nicht rasirt hätte. Auf seinem Gesicht liegt der Ausdruck der Ermüdung. Auf den Knien hält er einen goldenen Säbel, dessen Scheide und Griff buchstäblich mit Brillanten übersät sind. Auf dem Kopfe hat er eine Fellmütze mit drei Straußenfedern, die mit einer Akrasse aus Brillanten besetzt sind. Auf den Händen trägt er weiße Zwirnhandschuhe; die Füße in ihren weißen Baumwollenstrümpfen bohren sich in den rothen mit Gold ausgelegten Teppich. Der Schah begann ein Gespräch mit mir, in welchem er eine glänzende Probe seiner Dialektik gab, indem er durch Kreuz- und Querfragen aus mir alles herauszuholen suchte, was er wissen wollte. Ich beeilte mich daher, mich zu verabschieden. Rückwärts schreitend gingen wir aus dem Zimmer; an dem Fenster eine Verbeugung, bei unseren Ueberbrücken noch eine Verbeugung, an der Thür eine dritte. Im Thorweg küßte ich, ich weiß nicht warum den Zeremonienmeister. Nassr-ed-Din, der im Mai 1896 ermordet wurde, war der Vater des jetzt regierenden Schahs von Persien.

**LIEBIG'S FLEISCH-EXTRACT**  
in Zinntuben.

Neue praktische Verpackung.  
Sofortige Verwendbarkeit.  
Unentbehrlich für  
Militär, Jäger, Touristen, Sportsleute.

**Patente etc.** erwirkt  
Ernst Franke, Civ.-Ing.  
Bahnhofstr. 16

## Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager.

sowie alle **Gold-, Silberwaaren und Uhren**  
kaufen Sie sehr billig im  
**Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter,**  
Langgasse 3, 1. Stiege, an der Marktstrasse. 995

## Schulranzen!!

**Grösste Auswahl. Billigste Preise.**  
von 45 Pfg. an bis zu den Feinsten.  
**Ranzen mit ächtem Seehundfell von Mk. 2.— an.**  
**Lederranzen von Mk. 2.50 an.**  
**Massive Rindlederranzen, ganz ungefüllt, unzerreißbar.**  
**Reparaturen. Handarbeit.**

Faulbrunnenstraße 10, **A. Letschert,** Faulbrunnenstraße 10.



Nr. 91

(3. Beilage.)

Sonntag, den 19. April.

1903

## Der Gemeindecart.

Roman von M. Elsborn.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Der Bürgermeister lachte laut auf und murmelte im Selbstgespräch etwas von Eitelkeit und Geiz und gebrauchte endlich ein ganz respektloses Schimpfwort, so wie's den Räten des Weinstädtchens in vertraulichen Sitzungen entschlüpfte, wenn sie auf das verweigerte Darlehen zur Fassung der warmen Quellen zu sprechen kamen.

Es war ein guter Zufall, daß der Doktor Jellinek gerade am Fenster des Bürgermeisters vorüber ging, als dieser das Ehrengeheimnis des Herrn von Heidenbrück eben empfangen hatte.

„Doktor Jellinek, haben Sie's eilig, oder können Sie einen Augenblick bei mir eintreten?“ rief hinter dem Vorübergehenden her.

Der Gemeindecart wandte sich zu dem offenen Fenster, aus dem der Bürgermeister herauschaute.

„Ich komme“, sprach er und trat ins Haus.

„Was meinen Sie wohl, Doktor, was mir da soeben passierte.“

Eugen Jellinek verlegte sich nicht aufs Raten.

„Was denn?“ fragte er den Bürgermeister.

„Mir ist eine große Auszeichnung widerfahren — ich bin gewürdigt worden, mich aus jenen drei biden Bänden über die Familiengeschichte unseres Ehrenbürgers Heidenbrück zu belehren — eine nette Zumuthung, was?“

Der Bürgermeister septe sein satirischstes Grinsen auf — „dafür sollten wir ihm die Jagdpacht beim nächsten Termine nochmals erhöhen!“

Eugen neigte sich über das Titelblatt — ein stilles Lächeln glitt über sein Gesicht glitt über sein Gesicht. „Weshalb sollte Herr von Heidenbrück nicht die Genealogie seines Stammes niederschreiben dürfen?“ sagte er ruhig. „Ja, meinethwegen, darf er's, ich lache nur über die bodenlose Eitelkeit, die der Sache zu Grunde liegt. Was will er denn damit bezwecken? Wenn es sich um Erbrechte handelte, um die einer sich hinsetzt und solch' bides Werk schreibt, da ließe ich den Spatz gelten, aber sich solcher Mühe lediglich aus Eitelkeit zu unterziehen, das finde ich lächerlicher, als wenn ein Husar auf einer Kuh reitet.“

„Wie können Sie sich nur so um Sachen erheben, die Sie nichts angehen, Bürgermeister, es steht ja bei Ihnen, ob Sie das Werk lesen wollen oder nicht.“

„Jedenfalls entschließe ich mich für letzteres, aber wenn Sie sich vielleicht eine Ehre daraus machen, dem Studium dieser Lektüre ein halbes Jahr zu widmen, so wird es mir ein besonderes Vergnügen sein, Ihnen die Bücher abzutreten.“

Eugen wehrte ab. „Sie wissen, daß mich die Heidenbrücks nicht interessieren — ich bin gewöhnt, meine Gedanken nur auf das zu richten, was einen Zweck hat.“

Eugen reichte dem Bürgermeister die Hand; er wollte gehen. „Trinken wir eine Flasche Wein zusammen!“ bat der Bürgermeister.

„Unmöglich, ich habe einen Krankenbesuch zu machen — draußen am Höferstein.“

„Am Höferstein?“

„Ja, die alte Hegerin ist angeschossen.“

„Was? — und das ist mir nicht amtlich gemeldet? — Wer hat Sie gerufen?“

„Der Heidenbrücksche Kutscher.“

Der Bürgermeister zog die Augenbrauen in die Höhe — er schien hellsehend dazustehen — das was nun schon das fünfte oder sechste Mal, daß Herrn von Heidenbrücks Schrottkörner in Menschenfleisch getroffen. War's nicht wegen des vortheilhaften Jagdpachtvertrages, man hätte der Wirtschaft unmöglich ruhig zuschauen können.

„Also beeilen Sie sich, Doktor, hoffentlich ist's wieder nur so ein Schreckschuß, der dem armen Weiberl auf den Pelz geseuert ist, und wenn es sich um Ernstes handeln sollte, so kennen Sie den amtlichen Weg!“

„Den Schlenbrian!“ ergänzte Eugen lachend, „aber beruhigen Sie sich, Bürgermeister, die Sache soll harmlos sein.“

3. Capitel.

Die Heidenbrücks waren seit einigen Tagen im Sommer-schloß des Weinstädtchens eingezogen.

Das große, schmiedeeiserne Gartenthor stand offen, und der Regen hatte die vergoldete neunzadige Krone über dem Thorbogen so rein gewaschen, daß sie im Sonnenlichte flimmerte und sich stolz von dem grünen Hintergrunde der jungen Baumtriebe abhob — denn sie war eine wirkliche Grasentrone.

Und das Schloßchen im alten, schattigen Park war auch ein wirkliches Grafenschloß, aber sein erlauchter Besitzer hatte es der besten Kunstschätze beraubt und war damit ins südlische Tirol gezogen, in ein neuerbautes Palästchen, aus dessen wasserklaren Fensterscheiben er zu den Gebirgszügen des „Rosengartens“ anschauen konnte.

Dorthin hatte er die alten Delbilder entführt, die einst die Wände des Schloßchens im Weinstädtchen schmückten und was er dafür an die leeren Nägel gehängt, das waren vom Dachboden aufgestöberte Ritterbilder, die ein Dorfmaler dürtig renoviert und überfirnißt hatte.

In schwarzen Holzrahmen hingen die stelsbeinigen Herren und die nonnenhaften Frauen an den Wänden und schauten fremdartig auf das eingewanderte Geschlecht — die abelige Bürgerfamilie.

Herr von Heidenbrück hatte prächtige Hirschgeweihe zusammengekauft, mit denen er die Wände des Stiegenhauses und seines Rauchzimmers dekorirte, und dazwischen hingen seine eigenen Jagdtrophäen — meistens „Nehgewicht!“ oder der Stoß eines Auerhahns, versehen mit Ort und Datum der Jagd und dem Namen des Schützen.

Früher, zur Grasenzzeit, standen Blattpflanzen in allem Winkeln, aber seit Frau Mathilde das Amt der Hausfrau im Schloß verwaltete, kamen nur bei geselligen Anlässen Gewächse ins Haus.

Die einzige Ausnahme machte Giselas Zimmer. Es hatte weiß getünchte Wände, denn der gräßliche Besitzer ließ alle Räume, die nicht etwa mit Wandgemälden geschmückt waren oder der Repräsentation dienten, einfach antünchen, damit ihm die Erhaltungskosten den Geldbeutel nicht anstrengten.

Wenn Gisela aus der prunkvollen Stadtwohnung in ihr getünchtes Zimmer übersiedelte, war's ihr ungefähr, wie dem Waldbogel, den man in einen Käfig gesperrt, und der eines

Schönen Morgens die Thür seines Gefängnisses offen findet und hinausfliegt in die Freiheit.

Da setzt er sich in eine blühende Linde, oder in den ersten besten Apfelbaum, bis sich sein Herzklopfen beschwichtigte, und wenn er dann sein Federkleidchen aufgeschüttelt hat, besinnt er sich auf den Wald und hebt seine Schwingen.

Ehe die Heidenbrucks heuer in das Sommerschloßchen übergesiedelt waren, hatte es lange geregnet, doch mit ihrem Einzug kam schönes Wetter. Die Junifonne begegnete kaum einem Wölkchen, deshalb konnte sie ihre ganze Kraft zur Erde senden, und wundervolle Farbenspiele über das strohende Laub und die duftigen Blüten schütten.

Herr von Heidenbrück hatte seinen Jagdanzug angelegt und war auf die Pirsch zum Höferstein gefahren, und Gisela stand im Hofe und schaute dem davonrollenden Wagen nach.

Sie wäre am liebsten auch hinausgewandert in den Wald; eine Sehnsucht ohnegleichen stieg in ihrer Brust auf, und das letzte Staubwölkchen, das des Vaters Wagen aufgewirbelt, war längst verflogen, als sie noch immer stand und starren Blickes in dieselbe Richtung schaute, als ob sie träume.

Da hemmte ein Vorübergehender seinen Schritt und sah unterwandt durch das offene Thor, bis Gisela fühlte, daß zwei funkelnde Augen auf ihr ruhten.

Der Fremde verschwand, als das junge Mädchen ihn bemerkte — nur eine Sekunde waren sich ihre Blicke begegnet, und doch erkannte Gisela ihn wieder, als er einige Tage später mit einem Bekannten des Vaters ins Zimmer trat.

Herr von Heidenbrück hatte ein Geheimniß daraus gemacht, daß Baron Münch brieflich bei ihm angefragt, ob es erlaubt sei, ihm seinen Neffen, den jungen Grafen Fluen, zuzuführen.

Im aller Stille ging Herr von Heidenbrück höflich einladende Antwort ab und führte den Besuch der beiden Herren herbei. Selbst Frau Mathilde war in völliger Unkenntniß des Complots geblieben und machte ein überraschtes Gesicht, als Baron Münch mit dem eleganten jungen Cavalier eintrat.

„Kommen die Herren von Wien?“ fragte sie den Baron bei der Begrüßung.

„Ja, gnädige Frau, ich bin Ihnen meinen Besuch ja seit Jahren schuldig, und da ich ungern allein per Eisenbahn fahre, habe ich mir erlaubt, meinen Neffen mitzubringen.“ Er hatte Graf Fluen bereits vorgestellt.

Frau Mathilde lud die Herren ein, zum Mittagessen zu bleiben. „A la fortune du pot!“ setzte sie hinzu, und Baron Münch verneigte sich zustimmend, mit der Bedingung, daß die gnädige Frau absolut keine Umstände mache.

Trotz ihrer Versicherung, daß das durchaus nicht geschehen werde, sahen ihr die Scrupel wegen des Menus schon im Kopfe, und sobald es die Höflichkeit erlaubte, entfernte sie sich von den Gästen, um in der Küche eine wahre Hejagad unter den Leuten anzustellen. Die Mägde schossen durcheinander, wie Schwalben. Man brauchte Eis, um das „Gefrorene“ zu machen — Geflügel, Früchte und allerlei Spezialitäten, an die man für den Familientisch garnicht dachte. Und eigenhändig hatte Frau Mathilde Damast und Silber herauszugeben. Natürlich gehörten sich heute auch Blumen auf die Tafel; sie schickte eine der Mägde in das Wohnzimmer, Gisela zu rufen.

Mit allerlei kleinen Dienstleistungen mußte Gisela der Mutter zur Hand gehen, bis ihr der Auftrag erteilt wurde, sich jetzt zu tummeln, um die Vasen mit Blumen zu füllen.

Die gewöhnliche Speisestunde der Familie war schon vorüber, und am Herd hegte man sich noch mit den Vorbereitungen ab.

Ein Quälm von Küchengerüchen strömte Gisela entgegen, als sie sich ein Messer zum Blumenschneiden holen wollte.

Sie ging und öffnete die Fenster; die Mägde, die sich wegen eines eleganten Mittagessens in der erstickenen Atmosphäre abquälen mußten, thaten ihr leid.

Während sie in den Park hinaus ging, um die Blumen zu holen, erwog sie in Gedanken, ob es nicht eine große Thorheit sei, den Glanz des Hauses auf Kosten so vieler Kräfte aufzubauen, denn daß all' diese Umstände nicht dem Zweck dienten, den Gästen einen angenehmen Tag zu bereiten, sondern nur des Hauses Ehre galten, das wußte sie.

Es war ihr fast zuwider, ihre eigenen Hände herzugeben, den Tisch zu decoriren, und sie schritt an den edlen Rosen vorüber, ohne auch nur eine Knospe zu brechen.

Unten in der Parkwiese blühten hochstielige wilde Tulpen — horthin lenkte sie ihre Schritte.

Während sie über den gewundenen Piesweg eilte, schallten ihr Stimmen entgegen — der Vater und die Gäste! Sie kamen näher — jetzt fühlte Gisela denselben glühenden Blick auf sich gerichtet, dem sie leztthin begegnet war, als sie des Vaters Wagen nachschaute und die Versuchung niederkämpfte, die ihr von

der Mutter übertragenen Geschäfte im Stich zu lassen und hinauszufliehen in den Wald.

Graf Fluen hielt den Hut in der Hand, während Baron Münch eine luth schöner Worte über Gisela ergoß.

Die Gesichtszüge des alten Herrn verschwammen zu eitel Wohlgefallen, und seine Augen schienen sich an dem Anblick des jungen Mädchens zu erquiden.

Als Gisela erklärt hatte, daß sie weiter gehen müsse, scherzte der alte Herr ihr Graf Fluens Gesellschaft auf: „Nehmen Sie meinen Neffen mit, gnädigstes Fräulein, er langweilt sich nur beim Anhören unserer Jagderlebnisse.“

„Sind Sie nicht selbst Jäger?“ fragte Gisela, als Graf Fluen neben ihr berging.

„O ja, gnädiges Fräulein, ich mache keine Ausnahme von der Regel, leider bin ich sogar Jäger aus Passion.“

„Weshalb sagen Sie leider?“

„Weil ich wünschte, meine Leidenschaft für die Jagd wäre nicht so groß — sie ist mir Lebensbedürfnis.“

„Unbegreiflich!“

Graf Fluen hörte etwas wie Bedauern aus Giselas Worten.

„Man erzieht uns zu dem, was wir später werden; ich habe von klein auf gejagt und die größten Strapazen ertragen, wenn es galt, einem versprengten Wild auf die Fährte zu kommen oder im Hochgebirg' einem Gams über die Wände nachzuklettern und es mit meiner Büchse herunterzuholen!“

„War Ihnen dabei nicht bang' um Ihren Hals?“

„Wie Sie das nüchtern auffassen, gnädiges Fräulein! Das ist gerade das Wesen der Leidenschaft, von einem einzigen Sinne so heftig erfaßt zu werden, daß er uns völlig beherrscht — unser ganzes Fühlen und Denken, selbst die Vernunft.“

Gisela mußte an Rudolf denken — ihr fiel ein Stein aufs Herz. Mit welcher Begeisterung rühmte sich Graf Fluen der Sinnengefangenschaft! Vielleicht dachte Rudolf ebenso — vielleicht haben alle Männer die gleiche Anschauung?

„Dort zu der Wiese, Graf Fluen.“

Gisela wies mit der Hand die Richtung.

„Ich fürchte, Sie mißdeuten meine Worte, gnädiges Fräulein?“

„Ich verstehe sie nicht.“

Gisela beugte sich zur Wiese nieder. Im dichten Flor wucherten die wilden Tulpen im hohen Grase. Keine gepflegte Rabatte lieferte solche Prachtexemplare.

Im Nu hielt Gisela beide Hände voller Blumen. „Herrlich!“ sagte Graf Fluen.

Er wollte ein neues Gespräch anfangen — es schien ihm, als hätten seine Worte von vorher das junge Mädchen peinlich berührt.

„Haben Sie gute Nachrichten von Ihrem Bruder, gnädiges Fräulein?“

Gisela sah ihn groß an.

„Wir dienten im selben Regiment“, setzte er erklärend hinzu.

Da leuchteten Giselas blaue Augen auf. „Sie waren sein Kamerad, Graf Fluen?“

„Wir waren Freunde.“

„Und sind es nicht mehr?“

„Das Meer liegt zwischen uns — sonst nichts.“

„Sonst nichts? — Ist das aufrichtig?“

„Ganz aufrichtig — weshalb zweifeln Sie, gnädiges Fräulein?“

Gisela zögerte mit der Antwort — ihr Gesicht färbte sich roth.

Graf Fluen sah bewegt auf sie nieder. Er wußte, was sie empfand — Rudolf galt als Bummer.

„Erzählen Sie mir von ihm, gnädiges Fräulein, und wenn Sie ihm schreiben, bestellen Sie ihm meine Grüße.“

„Das will ich, aber zu erzählen weiß ich wenig — Rudolf schreibt selten.“

„Wo lebt er?“

„In Argentinien — seine Wechsel lauten auf ein Bankhaus in Buenos Aires.“

„Ist er verheirathet?“

„Nein — das hätte er wohl geschrieben.“

„Vertrauen Sie mir, gnädiges Fräulein, weshalb kehrt er nicht zurück? — Sehnt sich doch jeder nach der Heimath und Familie, und wen das Schicksal nicht zwingt, im Auslande sein Brot zu suchen, den kann Amerika auf die Dauer nicht halten, das liegt im Gemüth des Oesterreichers, und Rudolf war Patriot, so gut wie ich es bin.“

„Sie haben vorhin gesagt, daß das Wesen der Leidenschaft darin bestünde, von einem einzigen Sinn so heftig erfaßt zu

sein, daß er jemand völlig beherrscht — sein ganzes Können und Denken — selbst die Vernunft. Das ist Kubolfs Fall, und er weiß, daß er unter unserem Dache ein ordentliches Leben führen müßte, deshalb kehrt er nicht heim.“

„Das wäre kein Grund, gnädiges Fräulein. Ihr Bruder nimmt eine soziale Stellung ein, in der niemand es ihm verargen wird, wenn er nicht dahinlebt, wie ein bürgerlicher Mann; er genießt die Vorzüge der höheren Stände — das sollte er bedenken.“

(Fortsetzung folgt.)



## Unser Stiefkind!

Von Friß Slowronnel.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Bei den Masuren ist die Volkstracht schon seit einem Menschenalter spurlos verschwunden. Nur einzelne mächtige Mäntel aus Wand, im Schnitt an die Mode der Biedermeierzeit erinnernd, haben sich noch erhalten. Hin und wieder sieht man auch einen alten Mann, der aus Wurzeln geflochtene, mit Wand gesützte Sandalen trägt, deren Bänder um den Unterschenkel bis zum Knie gewickelt werden. Eins nur hat die vordringende Kultur den Masuren noch nicht genommen: ihre unbändige Liebe zur Natur und ihre damit im Zusammenhang stehende Lust zum Fabulieren.

Die Liebe zur Natur ist jedem erklärlich, der den Landstrich kennt. Gewaltige, tiefblaue Seen von dunklem Nadelwald umsäumt, langgeschwungene Bergrücken, von denen das trunkene Auge über lachende Fluren und meilenweite Wälder von einem Seenspiegel zum andern schweift. Niemand hat die Stimmung dieser lieblichen Natur und ihrer Bewohner schöner in Worte gefaßt, als Professor Devisheit, ein geborener Wittauer, in seinem

„Wild flutet der See.

Drauf schaukelt der Fischer den schwankenden Rahn.

Schaum wälzt er wie Schnee.

Von graufiger Mitte zum Ufer hinan

Wild flattern die Wogen auf Vaterlands Seen, wie schön!

O frag mich auf Spiegeln zu Hügeln!

Masovias Seen!

Masovialand, mein Heimatland.

Masovia lebe, mein Vaterland!

Wild brauset der Hain.

Dort spähet der Schütze des Wildes Spur —

Kühn bringt er hinein!

Durchwandelt die Wälder, die Felder, die Flur.

Ihr schwebenden Wolken gedenket doch mein

Im Hain!

O führt mich auf Flügeln des Windes zur Heimat ein.

Der Jugend Hain, der Seen Strand,

Tal, Hügel und Hain!

Masovia lebe, mein Vaterland!

Da wehen die Lüfte so frei und kühl!

Möcht immer da sein!

Wo Söhne dem Vaterland kräftig erblühen!

Da ziehen die Wolken durch Nebels Grau, o schau!

Gold lächelt auf Seen und Höhen

Des Himmels Blau!

Die Wälder, die Seen, der Berge Sand,

Masovia lebe, mein Vaterland!“

Wintermai und Sommerschnee — Tannengrün und Wellenschau — Euch vergißt niemand, der in der Jugend Euch geschaut! Und noch weniger vergißt er Euch, Ihr Seen, wenn der Frost Eure klaren Fluten mit der Stählernen, im Abendrot mit Himmelsfarben erglühenden Decke gebändigt! Mit donnerndem Krachen reißt die scharfe Kälte meilenweite Spalten in den glatten Spiegel, daß die dunkle Flut mit starkem Schwall hinaufstürzt. — Und wenn die unabsehbare Fläche sich in die weiße Decke hüllt, wenn starke Bäume polternd zusammenstürzen, unter der Last, die Flode um Flode, leise herabsinkend, auf die dichten Zweige gehäuft, dann zieht der Masur die kleinen, starkbehaarten Gänge aus dem Stall, um aus dem dunklen Forst seine Fuhre Holz zu holen, oder er treibt mit scharfer Piele den dünnen Birklenschlitten pfeilschnell über das Eis, um in stiller Dacht mit dem Blinkfisch aus Binn

die gekräftigten Maubische zu betören. Er kann es noch immer nicht begreifen, daß die Schätze des Waldes und der Seen, zwischen denen er wohnt, nicht Gemeingut sind, wie vor uralten Zeiten.

Ein großer Schatz ist dem Landstrich in den fischreichen Seen gegeben und eine einsichtige Fürsorge des Staates könnte den armen Bewohnern, die mühsam dem sandigen Boden karglichen Unterhalt abringen, zu behaglichem Wohlstand verhelfen. Aber die paar hunderttausend Mark Pacht, die ausländische Pächter zahlen, kann der Staatshaushalt nicht entbehren! Der Masur fischt doch, und wenn am Ufer alle hundert Schritt ein Galgen stände, er würde doch nichts hinaus schleichen, um ein Gericht Fische zu erbeuten. Die Not treibt ihn, die nicht nur Eisen bricht, sondern auch Geseze und Verordnungen. Und die Liebe zum Wasser spricht wohl auch ein Wörtchen mit. — Aber da klagt man, daß die armen Tröpfe, die nur an hohen Festtagen ein Stück Fleisch im Topfe haben, grollend der Heimat den Rücken kehren, um sich im „Reich“ besserem Verdienst zu suchen und sperrt sie zu gleicher Zeit mit schweren Strafen von dem Quell des Wohlstandes ab, den ihnen eine gütige Natur geschenkt. — Ist es da ein Wunder, wenn der Arbeiter die Stärkung im Fusel sucht, und die Regierung Lobt, die mit weisem Vorbedacht dem Spiritus durch einen unschädlichen Zusatz so billig macht, daß auch ein Mensch mit 300 Mark jährlichem Einkommen sich manchmal „satt“ trinken kann? Ein bißchen wohl schmeckender könnte der „Denaturierte“ immer noch sein, aber ein kräftiger Zusatz von Wermut macht den Geschmack erträglich.

Es ist schwer, soziale Verhältnisse dieses Landes zu streifen, ohne bitter zu werden. Glücklicherweise ist der Masur mit einem so gesegneten Humor begabt, daß er seine Heimat trotz ihrer Schattenseiten mit heller Freude besingt. Aber daneben hat er viele Lieber mit schwermütiger Melodie, die unzweifelhaft slavischen Ursprungs sind. Die Erinnerung an seine heldenhaften Kämpfe mit den Ordensrittern ist ihm völlig geschwunden, nur eine Sage knüpft noch an den letzten Fürsten des Stammes, dem Helten Skomand an, der auf spitzer, in den See weit vorspringender Bergestuppe seine letzte Burg gegen den übermächtigen Feind verteidigte. Jahrelang hatte er sich gehalten, bis in einer Winternacht die Ritter über das Eis anrückten und die Burg stürmten. Als sie aber gegen das letzte Bollwerk vordrangen, da flammte eine mächtige Feuersäule gen Himmel, und unter Bliß und Donner versank die letzte Zufluchtsstätte der Masuren mit dem Helten Skomand in die Tiefe des Berges. Auf dem Gipfel steht jetzt eine gewaltige Eiche und zur Wintersonnentwende steht nächtens vor ihr der Fürst in blinkender Rüstung.

Unererschöpflich ist der Vorrat des Masuren an Märchen. Von allen Tieren des Waldes weiß er sinnvolle Fabeln, meist mit derbem Humor gewürzt, zu erzählen. Fuchs und Wolf spielen darin stets eine Hauptrolle. Der Teufel steht bei den Masuren in sehr geringem Ansehen, er ist fürchterlich dumm und wird von alten Weibern und Hirten auf ganz perfide Art geprellt. Aber beim Sammeln dieser Märchen muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen und nur ganz alte Leute erzählen lassen. Die junge Generation erzählt sich auch an den langen Winterabenden, wenn die Margellen beim lodernden Kienespahn Flachs spinnen, fleißig allerlei „Baitys“. Aber die meisten können ihren deutschen Ursprung nicht verleugnen, wenn sie auch mit manchem Beiwerk neu umrankt sind. Unzweifelhaft echt masurischen Ursprungs sind die Neckereien zwischen einzelnen Dörfern, die sich Streiche, wie sie von den Schildbürgern erzählt werden, vorwerfen. Sowie man da bei freilich Uebereinstimmung mit deutschen Stoffen findet, kann man getrost annehmen, daß sie übernommen sind.

Es mag traurig sein, wenn man sieht, wie ein origineller, in seiner Eigenart einziger Volksstamm seinen uralten Sagenchat verliert, aber hochinteressant ist es doch, zu beobachten, wie ein solcher Volksstamm in die Ideewelt eines ihm fremdsprachlichen Volkes eintaucht und ihn sich aneignet und zurechtlegt, bis er nicht mehr weiß, was alter Besitz, was neuer Erwerb ist.





### Antike Wetterprognose.

Wie bei uns der Laubfrosch, so standen bei den Alten zahlreiche Tiere in dem Ansehen, die Wetterpropheten- gabe zu besitzen. Ein römischer Schriftsteller schreibt dar- über: Machen sich die Delphine bei ruhigem Wetter lustig, so wird der Wind von der Seite wehen, woher sie kommen; spritzen sie beim Sturmwinde das Wasser umher, so wird Windstille eintreten; fliegt der Kalmar, hängen sich die Muscheln an, setzen sich die Seeigel fest oder nehmen sie Sand als Ballast ein, so steht Sturm bevor; ebenso, wenn die Frösche ungewöhnlich laut quaken, wenn die Wasser- hühner früh morgens Lärm machen, die Taucher und Enten ihre Federn mit dem Schnabel putzen, die anderen Wasser- vögel sich sammeln, die Kraniche tiefer ins Land eilen, die Taucher vom Meer oder von den Teichen fliehen; fliegen die Kraniche still und hoch, so deuten sie auf schönes Wetter; läßt die Gans bei Regen ihre Stimme häufig hören, so zeigt sie gutes Wetter an; schreit sie bei gutem, so deutet sie auf Sturm. Krächzen die Raben mit schluchzender und bellender Stimme in gedehntem Tone und schütteln sich dabei, so gibt es Wind; ist aber ihre Stimme abgebrochen, so gibt es Wind und Regen. Schreien die Landvögel nach dem Wasser hin, und baden sie sich, zumal die Krähe, fliegt die Schwalbe an der Oberfläche des Wassers und benezt ihre Flügel, fliehen die auf Bäumen wohnenden Vögel aus den Nestern, schreien die Gänse viel und stehen die Reiher traurig auf dem Sande, so gibt es Sturm. Unbegründet sind diese antiken Angaben durchaus nicht; wissen die Schiffer im Ägäischen Meere doch noch heute, daß der Delphin nach der Richtung hin zu schwimmen pflegt, wo- her der nächste Wind zu erwarten ist. War er den Schiffen schon für gewöhnliches Wetter von großem Wert und ein passendes Sinnbild der glücklichen Seefahrt, so war er noch wichtiger als Vorausverkünder des Sturmes durch seine ausgelassenen Sprünge auf der Meeresfläche. Die Tiere warnen also den Schiffer vor drohender Gefahr und retten ihn mittelbar vom Schiffbruch. Weiter heißt es bei dem römischen Autor: Es ist kein Wunder, wenn die Vögel das, was in der Luft vorgeht, im voraus bemerken. Auch die Schafe zeigen solche Veränderungen an, indem sie springen und Tölpelien treiben; ebenso die Kühe, wenn sie gen Himmel riechen und sich gegen das Haar lecken; die Schweine, wenn sie Heubündel, die sie nichts angehen, zerreißen; die Ameisen, wenn sie sich ungewöhnlich träge zeigen und vertriehen oder sich sammeln oder ihre Eier vorbringen, endlich die Regenwürmer, wenn sie aus der Erde kriechen. Hinsichtlich der Seevögel sei bemerkt, daß in der Tat viele die Gabe besitzen, den Sturm anzuzeigen, und darum auch heute noch für Schiffer und Bauern ein Gegen- stand eifriger Beachtung sind. Sicherlich hat sich das Vogelschaufwesen überhaupt im Zusammenhange mit der Schifffahrt entwickelt. Dafür spricht der Umstand, daß ge- rade die seetüchtigsten Volkstämme in der Beobachtung der Vögel am weitesten vorgeschritten waren.



### Lebergerben durch Elektrizität.

Elektrisches Lebergerben wird neuerdings in England viel angewandt. Die Häute werden in ein Tanninbad gebracht, durch welches ein elektrischer Strom geleitet ist. Der sich dabei entwickelnde Wasserstoff wirkt auf das Leder und zerstört die Stickstoffsubstanzen. Dies dauert acht Stunden, worauf die Tanninglösung durch eine andere konzentriertere ersetzt und der elektrische Strom durch Polwechsel der Elektroden gewendet wird. Der sich nun entwickelnde Sauerstoff oxydiert das Tannin und schlägt es in die aus dem Leim und Fibrin der Haut entstandenen Fellen nieder.



### Räthsel und Aufgaben.

#### Ordnungsaufgabe.

Wer immer Knecht bleibt  
Spielt nie kommt mit sich  
Befiehlt selbst nicht  
Wer Leben dem zurecht.

Werden die vorstehenden Zeilen richtig geordnet, so entsteht eine bekannte Strophe von Goethe.

#### Kapselräthsel.

Marxenwerber, Nicolaus, Nachtwache, Angellagter, Gewissensfrage  
Minna, Lärpnieverlage, Vollmacht.  
Aus jedem der vorstehenden Wörter nehme man drei aufeinander- folgende Buchstaben, die nacheinander gelesen, ein Sprüchwort nennen.

#### Rebus.



### Volkshilfsverein zu Wiesbaden.

(G. B.)

In der **Flia- und Nähschule** (Unterrichtslokal: Schule a. d. Lehrstraße) beginnt **Donnerstag, den 23. d. Mts., Nach- mittags 4 Uhr**, ein **neuer halbjähriger Kursus** im Fliden, Nähen, Umändern von Kleidern, Zuschneiden und Anfertigen von Leibwäsche und einfachen Kleidungsstücken. **Unterrichtszeit:** Mon- tag und Donnerstag von 4—6 Uhr. Das **Schulgeld** (2 M für's Halbjahr) ist bei der Anmeldung zu entrichten. Bedürftigen kann das- selbe erlassen werden.

**Anmeldungen** nehmen entgegen **Fräulein Viëtor. Tannus-** straße 12, **Frau Schulinspektor Müller**, Gustav-Adolfstraße 7, und **Fräulein Ried**, Eleonorenstraße 1.

Wiesbaden, den 15. April 1903.

Der Vorstand.

J. A. R. Hützel.

10 4

## Färberei Kramer

Färberei-  
Kunst-Wascherei
Chemische  
Reinigung

Mechanisches Teppich Klopwerk  
**Wiesbaden**  
**31 Langgasse 31**  
Telefon 89

### Prachtvolle Plättwäsche

erreicht man leicht und sicher mit

Amerikanischer

## Brillant-Glanzstärke

von

260

**Fritz Schulz jun. Aktiengesellsch.**  
Leipzig.

Goldene Medaille  
Weltausst. Paris 1900.

Nur Acht mit Schutzmarke  
„Globus“.

261

in Packeten  
à 20 Pfg.